

Kapitel 10:

Die patriarchalische Disposition

Die Großstadt kennt nicht jenen kleinräumigen, leicht überblickbaren Markt der ehefähigen Partner*innen, der in den Dörfern und Kleinstädten vor allem durch Haus, Grund und Boden und die Rangordnung ihrer Erben und Nichterben segmentiert ist.¹ An welchen Kriterien orientieren sich Burschen und Mädchen in der Großstadt?

Grete Fiegl ist gelernte Gobelin-Stickerin. Eine Arbeitskollegin macht sie auf einen jungen Maschinenbau-Facharbeiter der *Optischen Werke Reichert & Söhne* aufmerksam und bietet an, mit ihm ein Treffen zu arrangieren. Grete Fiegl und Franz Potensky finden einander sympathisch. Bei einem ersten »Anstandsbesuch« findet der junge Facharbeiter auch die Eltern des Mädchens aller Ehren wert. An ihnen versucht er abzulesen, wie sich Grete als Ehefrau und Mutter voraussichtlich verhalten wird. Anna Lechner trifft nach einem ersten Kontakt über die Mutter ihren künftigen Ehemann zwei Jahre später in einer Schuhfabrik wieder, in der sie als Hilfsarbeiterin und er als Facharbeiter beschäftigt ist. Vor und nach der Arbeit laufen sie sich wie zufällig immer öfter über den Weg und beginnen schließlich »miteinander zu gehen«. Theresia Sturm lernt ihren späteren Ehemann in einem Park kennen. Es ist das Kriegsjahr 1917. Sie sitzt auf einer Parkbank und liest einen Liebesroman, als er sie erstmals anspricht. Leicht erschrocken lässt sie das Heft sinken und blickt zu ihm auf. Er ist sieben Jahre älter als sie und bei der Wiener Berufsfeuerwehr. Mehr soziale Sicherheit geht gar nicht in diesen Jahren. Minna Wächter lernt den Maschinenschlosser Willi Horvath in der *Sozialistischen Arbeiterjugend* kennen. Zwar ist er gerade arbeitslos, aber als Obmann der SAJ-Gruppe Hernals sehr beschäftigt. Dem Mädchen ist er in vieler Hinsicht überlegen. Es wird seine Gefährtin und anerkennt seine Führungsrolle vor allem in wirtschaftlichen und politischen Fragen. – Damit sind die Orte der ersten Begegnungen von Liebes- und Ehepaaren fast systematisch benannt. Doch mit welchen Erwartungen gehen die jungen Frauen und Männer an die sich ankündigenden Partnerschaften heran? Welche Hoffnungen

1 Vgl. Pierre Bourdieu, *Celibat et condition paysanne*. In: *Etudes rurales*, 5–6, April-September 1962, 32–136; ders., *Les strategies matrimoniales dans le systeme de reproduction*. In: *Annales*, 4–5, Juli-Oktober 1972, 1105–1127, engl. Übers.: *Marriage Strategies as Strategies of Social Reproduction*. In: R. Foster, O. Ranum Hg., *Family and Society. Selections from the Annales*, Baltimore 1976, 117–144.

und Ängste haben sie? Wirkt das Konzept der romantischen Liebe modernisierend im Sinn der sozialdemokratischen Eugenik und der Idee der Zivilisierung? Oder bleibt wirtschaftliche und soziale Vernunft weiterhin ein bestimmendes Motiv?

10.1 Verführung

Maria Sebestl und Toni Noitz treffen einander am Arbeitsplatz, einer Schuhfabrik, und beginnen »miteinander zu gehen«. Ein erster Verführungsversuch des jungen Mannes scheitert, das Mädchen läuft erschrocken davon:

»Ich hab kein Interesse gehabt. Nein, er hat darauf gedrängt, er hat mich hinaufgelockt in die Wohnung, da hat er geglaubt, es wird was werden. Da bin ich ihm davongelaufen, hab gerufen nein nein! Ich hab *Angst gehabt vor einem Kind*, weil die Mutter immer gesagt hat: Bring mir ja keinen Bankert nach Haus! Und dann waren wir eine Zeit böse, da hat er mich nicht angeschaut. Die Mutter hat dann gesagt: Was ist jetzt! Entweder bleibts ihr zusammen oder nicht! Da hab ich mich *geschämt*, hab mich zusammengepackt und dann haben wir uns getroffen, na, und da ist er dann mit reingegangen. Dann ist das so weitergegangen bis wir geheiratet haben, bis dann die Hochzeit war.«²

Die Mutter weiß, dass junge Männer, die sich für begehrenswert halten, nicht allzu lange hingehalten werden wollen. Das in sexuellen Fragen unwissende Mädchen ist auf den Rat seiner Mutter dringend angewiesen. Auf die erste Verweigerung des Geschlechtsverkehrs reagiert Toni Noitz mit der Drohung, sich eine andere Freundin zu nehmen. Ein Aufschub, wie er im Bürgertum und auch in der Avantgarde der *Sozialistischen Arbeiterjugend* etwa mit der Verlobung als Eheversprechen üblich ist, kommt für ihn nicht in Frage. Es liegt an der Mutter des Mädchens, den ersten Geschlechtsverkehr zu erlauben oder ihn zu verbieten. Ihre ausdrückliche Billigung macht die voreheliche Sexualbeziehung *legitim*. Die Mutter benützt dazu eine populäre Redewendung, in der zwei Metaphern gekoppelt werden und in einer Sekunde Klarheit schaffen: »Beten gehts nicht miteinander, also dann legts euch zamm!« Eine kirchliche Hochzeit (»miteinander beten«) scheint der Mutter nicht so wichtig. Sie fordert die Tochter auf, den Mann zum anerkannten Bräutigam zu machen (»legts Euch zamm!«). Erst zwei Jahre danach wird kirchliche Hochzeit gefeiert, denn Mutter und Tochter wollen es sich mit dem christlichen Gott nicht endgültig verderben. Und außerdem inszenieren die beiden Herkunftsfamilien mit Hilfe der Kirche ein schönes Fest.

Auch die sechzehnjährige Theresia Sturm folgt einem Ratschlag der Mutter. »Die Mutter hat immer gesagt: Nichts nehmen von einem Burschen, denn wenn du etwas nimmst, hat er ein Recht an Dir!« Doch das Mädchen versteht das Prinzip des Tausches von kleinen Geschenken gegen sexuelle Ansprüche nicht: »Ich hab ja nicht gewusst, was das für ein Recht ist!« Ihr späterer Ehemann hätte sie ohne weiteres verführen können, aber er sei ja, Gott sei Dank, ein Ehrenmann gewesen. »Der hat gut eineinhalb Jahre gewartet!« Ausgesagt wird damit auch, dass ein so langes Warten nicht üblich ist. Die

2 Interview 9 mit Maria Sebestl, geboren 1902 in Ottakring, Wien 16.

Mutter will, wie wohl alle Mütter, die Tochter vor einem ledigen Kind bewahren. Unwissenheit in sexuellen Fragen macht das Mädchen dem erfahrenen Mann *unterlegen*. Das patriarchale Verhältnis stellt sich auch über Wissen über sexuelle Praxis her. »Und der erste Bursch war das, ich hab keinen anderen gekannt!« sagt Theresia Sturm über ihren späteren Ehemann. Anna Lechner schwört: »Er war meine erste und einzige Liebe«. Josepha Neutor beteuert: »Er war der einzige, der einzige Mann in meinem Leben!«. Wieso betonen Frauen ihre sexuelle und mentale Treue zu einem einzigen Mann, während Männer unter sich mit ihren Eroberungen prahlen?

Proletarische, bürgerliche und adelige Burschen und Männer haben ihren ersten Geschlechtsverkehr mit sexuell erfahrenen, meist etwas älteren Frauen und Prostituierten, die als Ehefrauen nicht in Frage kommen. Jahrzehnte später spielen sie die Bedeutung dieser Begegnungen herunter und werten damit auch jene Frauen ab, denen sie doch viel verdanken. Von ihren Ängsten vor sexuellem Versagen erzählen sie nicht. So entsteht, was Wilhelm Reich an den Söhnen Wiens scharfsinnig beobachtet: Männer sparen eine »reine« Liebe für die künftige Ehefrau auf und spalten sie von ihren sexuellen Affären ab.³ Franz Potensky erinnert sich an seinen ersten Geschlechtsverkehr mit einer etwas älteren Arbeitskollegin.

»Es war nur eine Gelegenheit. Es war nur beim Heurigen. Wir haben getrunken und gesungen, miteinander eingehängt sind wir auf der Alseile gegangen, na und da hat sie sich entwickelt. Da war ich vielleicht achtzehn oder neunzehn Jahre alt. Ich weiß nur, dass sie *die Gescheitere* war. Sie war die Führende, sie hat alles gewusst, was ich nicht gewusst hab.«⁴

10.2 Sozialkulturelle Endogamie

In einer Großstadt der Hohen Moderne werden legitime Motive der Partnerwahl diskursiv und bildlich kommuniziert. Dabei behält die Notwendigkeit, die eigene Arbeitskraft tagtäglich zu reproduzieren, Vorrang vor dem Anspruch auf »Glück«, auf »guten Sex« oder auf »romantische Liebe«. Franz Potensky formuliert es sehr deutlich:

»Wir, meine Braut und ich, haben uns vertragen, das Kind war auch auf dem Weg. Ich hab *meine Ordnung* gehabt, die ich als Lediger nicht gehabt hab. Also alle diese Gründe.«

Eine gute Haushaltsführung der Frau garantiert dem Mann regelmäßige, auf seinen Geschmack abgestimmte Mahlzeiten, die Reinigung und Ausbesserung seiner Kleider, körperliche und psychische Erholung, die Pflege der Kinder und eine saubere Wohnung. Welche Rolle spielt die Sexualität für ihn und für die Frau? Die meisten Frauen, von denen hier die Rede ist, haben keine voreheliche sexuelle Erfahrung. Darauf sind schon die meisten Eltern der Mädchen und auch die Brautwerber bedacht. Aber auch für die Männer ist die Übertragung vorehelicher sexueller Erfahrungen auf die eheliche Beziehung,

3 Vgl. Wilhelm Reich, *Frühe Schriften 1920–1925*, Köln 1997, 93f.

4 Interview 6 mit Franz Potensky, geboren 1901 in Ottakring, Wien 16.

wie schon Wilhelm Reich bemerkt, nicht ohne weiteres möglich. Die verfrühte Ejakulation des Mannes scheint nicht die Ausnahme, sondern beinahe die Regel, vor allem dann, wenn, wie es häufig der Fall ist, nach einem schweren Arbeitstag Energie, Zeit und Muße fehlen. Das Interesse und die sexualpraktische Fertigkeit der Männer, ihre Ehefrau zum Orgasmus zu bringen, sind in vielen Fällen gering. Damit nimmt das Interesse der Frau am Koitus ab, das spätestens nach dem zweiten oder dritten Kind ohnehin von der Angst vor einer nicht gewollten weiteren Schwangerschaft überschattet wird. Zu einem gemeinsamen Erleben des Koitus durch Vorspiel und Variation der Sexualpraktiken müssen beide Ehepartner bereit sein, ihre Erfahrung und ihr Wissen zu teilen.⁵ Dies aber bedürfte der Aussprache über das Intimste, zu der viele Paare aus Scheu nicht fähig sind.

Was davon betroffenen Frauen bleibt, ist die Sorge um ihre abhängige Existenz, die sie schon vor der Heirat auf einen potenziellen oder bloß imaginierten Ehemann projizieren. Sie wünschen und suchen vor allem einen Mann, der zuverlässig, ehrlich und gewaltlos, fleißig für ein »gutes Leben« sorgen kann. Der massenmediale Diskurs über romantische Liebe wird zwar auch von den Männern gehört, aber oft durch ironisches oder sarkastisches Sprechen übertönt. Männer dieser Generation tun sich offenkundig noch schwerer als Frauen, über erotische und sexuelle Wünsche zu sprechen. Männer wie Frauen schweigen über ein mangelndes Gelingen der sozialen und sexuellen Kommunikation. Dieses Schweigen zu brechen könnte die existenziell wichtige Ehe in Frage stellen. Mit Franz Potensky führe ich folgenden Dialog:

»Herr Potensky, Sie haben vorhin gesagt, Sie und ihre Frau hätten sich vertragen. Würden Sie sagen, daß das Liebe war?

Ja schon, na sagen wir, eine gewisse Zusammengehörigkeit. Das war nicht nur, was weiß ich, sagen wir ein Sexualbedürfnis, sondern ich wollte auch *gute Kameradschaft* haben. Wir haben uns gern gehabt, nicht. Man hat sich gegenseitig geachtet, hat aufeinander geschaut. Ich hab mich gefreut, wenn sie mich im Sommer von der Arbeit abgeholt hat mit dem Kind. Und sie hat Sorge um mich gehabt. Sonst wären wir doch nicht jetzt schon sechszehn Jahre zusammen!«

Den Ausdruck »gute Kameradschaft« übernimmt Herr Potensky, vermutlich ohne es zu wissen, aus dem Diskurs der deutschen Jugendbewegung, der in der sozialdemokratischen Jugendkultur fortgeführt wird. Mit der Erwartung an die Frau, für ihn »Sorge zu tragen«, formuliert er den für ihn wichtigeren Aspekt der Beziehung. Die Sorge seiner Frau um das Kind und den Ehemann begründet auch seine sexuelle Treue und soziale Zuverlässigkeit. Ob dies seine Frau spiegelgleich sieht, muss offen bleiben. Sie schweigt dazu und lächelt. Meine Versuche, sie ins Erzählen zu bringen, scheitern offenbar an ihrer Scheu, mit mir, einem Fremden, über solche Dinge zu sprechen.

Potenskys erster Besuch bei den Eltern der künftigen Ehefrau dient, wie schon bemerkt, vor allem dazu, sich selber als potenzieller Ehemann im besten Licht zu zeigen

5 Vgl. Wilhelm Reich, *Frühe Schriften 1920–25*, Köln 1997, 92ff.

und die künftigen Schwiegereltern im Hinblick auf die Qualitäten seiner künftigen Ehefrau einzuschätzen.

»Ich hab mich vorgestellt. Ich bin eingeladen worden, auf eine Jause war ich dort. Sie war genau so eine (wie ich) aus dem (Fach)Arbeitermilieu. Der Vater war ein Tischlergeselle, der nur auf seine Familie geschaut hat, dem die Frau seine Rauchsachen besorgt hat und der das ganze Geld abgeliefert hat am Freitag; der auf seine Kinder geschaut hat, der versucht hat, sie auf dem richtigen Weg zu erziehen.«⁶

Herr Potensky hebt das *dienende Verhältnis* der Brautmutter zum Brautvater hervor. Die Formulierung, die Frau habe dem Mann seine »Rauchsachen« besorgt, steht für die vielen Leistungen der Ehefrau. Sie lassen den Brautwerber hoffen, künftig ähnlich gut versorgt zu werden.

Anna Klimova, verheiratete Prechtel, 1900 in einem böhmischen Dorf bei Budweis geboren und 1918 nach Wien zugewandert, begegnet über Vermittlung ihrer Cousine Kathi einem Streckenarbeiter der Eisenbahn. Er ist blond, deutschsprachig und zuverlässig. Auf meine Frage, ob er sie oder sie ihn geliebt habe, antwortet sie in ihrem einfachen Deutsch auf Umwegen. Das Wort Liebe nimmt sie nicht in den Mund.

»Ja, er, na, wenn er brav ist, na... Er hat nicht getrunken, er war nicht streng, gar nichts, im Gegenteil: Ich hätt ihm können ausziehen, aber das hab ich nicht tan. Er hätt mir alles kauft. Im Gegenteil: Wenn er fortgegangen ist, hab ich gsagt: Hast Geld? Nimms mit. Aber er hat nie trunken viel. Im Wirtshaus hat er überhaupt nie trunken, nur Achtel immer. Ah ja, er war sehr brav, er war – ich sag immer: er war *ein Goldener*. Das ist wahr.«⁷

10.3 Der Code romantischer Liebe

»Romantische Liebe« ist wohl nach dem Vorbild der »passionierten Liebe« des Adels ein Code des Bildungsbürgertums und seiner Dichter*innen, Schriftsteller*innen und Filmmacher*innen. Im Lauf von zweihundert Jahren wird romantische Liebe im Vorfeld und in der ersten Phase einer Ehe wünschbar, imaginierbar und in Ansätzen auch erlebbar. Für die Vorstädte und Vororte Wiens sind die Gelegenheiten, auf Artefakte des romantischen Codes zu treffen, rasch aufgezählt: das frühe Kino, der heftdünne Liebesroman, der in Trafiken und Roman-Schwemmen gekauft oder für ein paar Groschen gemietet wird. In den Jugendkulturen, beispielsweise in der SAJ oder bei den Schönbrunner*innen (s. Kapitel 3.4 und 5.3), wird die Liebe besprochen, wenn auch auf philosophische und spirituelle Weise. In zeitgenössischen Dramen ist über sie zu lesen. Filme über die Liebe werden im 20. Jahrhundert zu den begehrtesten Waren der Kulturindustrie. Wie aber wird ein so anspruchsvoller Code in das Alltagsleben der jungen Bürger*innen einer Großstadt übersetzt?

Was man nicht angreifen (begreifen), nicht ansehen oder hören kann und doch für wichtig, ja für unglaublich aufregend hält, wird am ehesten in *Metaphern* besprechbar

6 Interview 6 mit Franz Potensky, geboren 1901 in Ottakring, Wien 16.

7 Interview 3 mit Anna Klimova, verheiratete Prechtel, geboren 1900 in einem Dorf bei Budweis.

und kommunizierbar. Motive der Liebe, Worte und Sätze, Prototypen des Verhaltens der Liebenden schreiben sich metaphorisch in die Vorstellungswelt, in das Imaginäre der Mädchen und Burschen ein. Auf meine Frage, ob sie sich als junges Mädchen einen Angestellten oder einen Beamten zum Mann gewünscht hätte, damit es ihr einmal besser gehe als ihrer Mutter, antwortet Anna Lechner:

»Nie hab ich so einen Wunsch gehabt. Wir Wienerinnen sind *Augenmenschen*. Wie die Mutter von meiner Schwiegertochter ins Haus gekommen ist – die ist vom Land gewesen, eine Sudetendeutsche – hat sie gesagt: Ich kann aber meiner Tochter nichts mitgeben! Und da hab ich gesagt: Auf so etwas schauen wir Wienerinnen nicht. – Leider. – Wer hat einen Angestellten geheiratet? Die Landmädchen. Die haben da schon gescheiter gedacht als wir. Wir sind halt so hineingeschlittert, wer uns gefallen hat, den haben wir genommen. *Mir hat mein Mann gefallen.*«⁸

Um dies zu belegen, erzählt sie von ihrer Begegnung mit einem jungen Polizeioffizier in der Katharinenhalle, einem der beliebtesten Tanz- und Ballsäle der 1910er und frühen 1920er Jahre.⁹

»Da war im Haus (im Zinshaus) eine Familie, da ist einer gekommen. Komischerweise hat dieser Mann, der auf mich reflektiert hat, dann den Posten gehabt, den mein Sohn jetzt hat; der ist als Oberstleutnant der Polizei *in Pension* gegangen. Und dieser Mann hat mich ausgeführt. Das war so schön, die Katharinenhalle, oben diese Ränge und Logen, *wie in der Oper*, und meine Mutter ist mitgegangen und meine Freundin. [...] Und im Park unten hat er mir gesagt, er möchte eine Familie gründen mit fünf Kindern. (Sinnierend, nach einer Pause:) Wenn ich den geheiratet hätte... – Warum haben Sie seinen Antrag abgelehnt? – Gefallen hat er mir nicht. Nein, (sehr energisch), er hat mir nicht *gefallen*! Er hat so ein rundes Gesicht gehabt, so ein *Kindergesicht*. Das war nicht mein *Geschmack*!«

Die Beschreibung des festlichen Abends ist eine Allegorie der Goldenen Zwanziger Jahre. Blumengirlanden im Tanzsaal, Logen wie in der Oper, ein erleuchteter Park, in dem es sich im Abendkleid anders spricht als mit umgebundener Küchenschürze an der Bassena. Der junge Polizeioffizier teilt Anna Lechner seinen Lebensplan kurz und bündig mit: fünf Kinder und ein bürgerliches Leben. Anna Lechner ist perplex. Doch vermisst sie attraktive männliche Züge an diesem Mann. Sie wählt »nur mit den Augen«, wie sie sagt. Im Rückblick scheint Frau Lechner der Anspruch auf eine romantische Liebe ihren Verhältnissen unangemessen. Die aus Liebe und »Vernarrtheit« geschlossene Ehe mit einem elegant auftretenden Facharbeiter (s. Abb. 30) scheitert an der Untreue des Mannes. Ein erstes Mal betrügt er sie, als sie zur Entbindung von ihrem ersten Kind im Brigitta Spital liegt. Dass dies einem Muster entspricht, weiß der Volksmund. »Liegt die Frau

8 Interview 10 mit Anna Lechner, geboren 1903 in Simmering, Wien 11.

9 Die Katharinenhalle wurde 1886 im Prater gebaut und später vom Unternehmer Dreher gekauft, abgetragen und im Meidlinger Dreher-Park (heute Schönbrunner Straße 307) wieder aufgebaut. Sie fasste 4000 Personen und bestand an dieser Stelle als Ballsaal bis 1925. Vgl. Wien Geschichte Wiki. Stichwort Katharinenhalle.

im Wochenbett, geht der Mann fremd.« Eine schmerzhaft syphilitische Krankheit des Mannes, die ihn zu Morphinum greifen lässt, führt zu seinem frühen Tod.

Abb. 30: Anna Lechner und ihre »Augenwahl«.



10.4 Der Code wirtschaftlicher Vernunft

Von Josepha Neutors Weg in die Großstadt habe ich schon erzählt. Mit achtzehn Jahren fährt sie gegen den Willen ihrer Eltern in die Stadt und arbeitet als Dienstmädchen in mehreren Bürgerhäusern. Nur an Sonntag-Nachmittagen geht sie aus, aber nie allein. Entweder macht sie mit befreundeten Dienstmädchen einen Ausflug in den Prater oder sie trifft in Begleitung ihrer Tante männliche Verehrer. Aber keine der »Bekanntschaften« entwickelt sich wie erhofft. Von einem Eisenbahner fühlt sich Josepha sexuell bedrängt und unangenehm an ihren Vater erinnert.

»Mein Gott na, ich weiß nicht, wieso das so kommt, es hat halt nicht sein wollen, dass ich mit ihm geh. Er war mir, wie soll ich denn sagen, zu rapid, wissen Sie, *er hat alleweil die Brust angreifen wollen*, und das hab ich nicht leiden können von ihm. Und da hab ich

alleweil gedacht, so wie der Vater vielleicht, gell. Da hab ich mir den Vater als Beispiel genommen.«¹⁰

Für Josepha Neutor ist es noch im Rückblick die Schuld ihres Vaters in Heiligeneich, dass ihre Mutter acht Kinder zur Welt bringt, von denen nur fünf überleben. Sie beschuldigt ihn, häufig betrunken und rücksichtslos von seiner Ehefrau den nächsten Geschlechtsverkehr erzwungen zu haben. Ähnliches soll ihr nicht widerfahren. Josepha hat noch einen weiteren Verehrer, einen deutlich älteren Molkereiarbeiter. Auf den ersten Blick scheint er ihr zu alt. Als sie nach der Sonntagsmesse aus der Kirche tritt, erwartet er sie mit einem Blumenstrauß: Ob er am Nachmittag mit ihr ausgehen dürfe, fragt er »das Fräulein«. Josepha zitiert aus einem ihrer inneren Monologe: »Na ja, wenn er auch älter ist als ich, deshalb kann er doch auch anständig sein. Vielleicht ist das sogar gescheiter als bei Vater und Mutter; dann werd ich nicht so viele Kinder kriegen.« Eine Reihe von Sonntag-Nachmittagen verbringt sie mit dem Molkereiarbeiter. Dem Eisenbahner schickt sie sein Foto wortlos zurück, die Augen durchstößt sie mit einer Stricknadel, eindeutiger als jedes Wort.

Schon im Lauf des ersten Dienstbotenjahres in einem moderen bürgerlichen Haushalt mit beruflich erfolgreichen, erwachsenen Kindern eines alten Bürgerpaares löst sich Josepha Neutor auch kulturell und ästhetisch von den kleinbäuerlichen Verhältnissen ihrer Eltern. Sie kleidet sich städtisch, lernt nach dem Geschmack der Herrschaften zu kochen und träumt von einer eigenen Wohnung. Im Gedanken (im Tagtraum) plant sie schon ihre Einrichtung. Dass sie heiraten wird, steht für sie fest. Nur in der Frage der Partnerwahl bleiben Zweifel bis zum Tag der Hochzeit. Eine Nachbarin verunsichert sie: »Fräulein Pepi, sinds nicht so dumm, heiratens nicht!« Doch die Dinge sind ins Laufen gebracht und wenige Tage später steht sie »in einem schönen grauen Kostüm« und »mit Hut« vor dem Traualtar. Am liebsten würde sie nein sagen, aber es ist zu spät. Und außerdem: das Kostüm und der Hut sind ein Geschenk des Bräutigams.

»Er hat ja viel Geld ausgegeben für mich. Ich war fesch! Und die Hochzeit haben sie (die Familie des Mannes) gemacht als wie, *aufgebacken* und *aufgebraten* bei ihm daheim. Ja, die Böhmen waren alle da. Seine Mutter ist Böhmin gewesen, einer war da in Wien ein Schustermeister, der Wenzel, alle gut situiert auch, die haben alle einen guten Posten gehabt.«

Die Passage enthält bemerkenswerte mikroskopische Alltagstheorien der Erzählerin. In ihrer Sprache drückt Frau Neutor den relativen Wohlstand der kleinbürgerlichen Familie und der Verwandtschaft des Bräutigams aus. Dass nach Wien zugewanderte böhmische Gewerbetreibende in den 1920er Jahren ihren Wohlstand stolz demonstrieren, zeigen die von der Erzählerin benutzten Verben »aufbacken« und »aufbraten«, wobei die Vorsilbe »auf-« signifiziert, dass solches geschieht, um allen Gästen und sich selber den erreichten Wohlstand sinnfällig vor Augen zu führen. Es zeigt freilich auch, dass sich die Zuwanderer stolz auf ihre Herkunft, hier eine böhmische Kleinstadt, beziehen. Wenn sie

10 Interview 13 mit Josepha Neutor, geboren 1903 im Wiener Brigitta Spital, aufgewachsen bei einer Tante in Wien und ab dem 6. Lebensjahr im niederösterreichischen Dorf Heiligeneich.

»böhmische« Gerichte zubereiten und verspeisen, sind sie ein Stück weit daheim. Vielleicht sind ja die böhmischen Köchinnen auch die eigentlichen Erfinderinnen des Wiener Phaiakentums, wenigstens seines oralen Anteils. An die vierzig Leute nehmen an dem Hochzeitssessen in der Wohnung der Eltern des Mannes teil. Möbel werden auf den Gang geschoben, um für die Hochzeitstafel Platz zu schaffen. Die viel ärmere Familie der Braut im Dorf Heiligeneich ist nur durch eine jüngere Schwester vertreten. Sie bringt Milch, Butter und Eier als Hochzeitsgeschenk, mit Grüßen von den Eltern.

Wenn kleinbürgerliche und bürgerliche Eltern eine ihnen unpassend scheinende Partnerwahl einer Tochter aus geschäftlichen Gründen verhindern wollen, ist ein Drama nicht weit. Anna Perwein ist die Tochter eines Greißlers. Seit ihrem vierzehnten Lebensjahr steht sie wochentags von sechs Uhr früh bis acht Uhr am Abend im Geschäft. Da Kundinnen das Wirtschaftsgeld in der zweiten Hälfte der Woche oft schon ausgegeben haben und »anschreiben« lassen müssen, mangelt es der Kaufmanns-Familie oft an Bargeld. Viele zahlen nie und hängen den Kaufleuten »einen Frack an«, heißt es auf Wienerisch. Die Not der Familie Perwein geht so weit, dass sie abends nur Wurstab- schnitte und schon abgelaufene Lebensmittel aus dem Geschäft zu essen hat. Als sich Anna in einen Feinledergalanterie-Facharbeiter verliebt und ihn heiraten will, sind die Eltern dagegen. »Meine Eltern waren nicht für ihn, denn er war ein Arbeiter, und die haben für mich einen Geschäftsmann geglaubt.«¹¹

Anders als die Arbeitertochter Anna Lechner oder die Kleinbauerntochter Josepha Neutor vermag sich die Kaufmannstochter Anna Perwein gegen ihre Eltern nicht durchzusetzen. Die Weltgeschichte bereitet ihrem Geliebten ein frühes und qualvolles Ende. Im August 1914 wird er zum Kriegsdienst eingezogen. Er wird an die Südfront nahe an der serbischen Grenze gebracht. Ein Geschoss trifft ihn am Knie. Fehlendes Penicillin führt zu Wundbrand und der junge Mann stirbt unter großen Schmerzen.

»Stellen Sie sich vor, ich war mit seiner Mutter im Jahr darauf, im Fünfzehner Jahr, war ich an seinem Grab. Er liegt vier Stunden von der serbischen Grenze in einer Stadt. Dort ist er begraben. Dort ist er in ein Spital gekommen und dort ist er gestorben. Und seine Mutter und ich sind hingefahren im Fünfzehner Jahr, gerade zur ärgsten Hitze, am 26. Juli. Ein Einzelgrab. Und der Totengräber hat sich erinnern können, weil er der einzige Wiener war, der so ein Begräbnis gehabt hat mit so vielen Soldaten. [...] Wie wir zwei Armen dort am Grab waren, haben wir geglaubt, wir müssen ihn ausgraben.«¹²

11 Interview 48 mit Anna Perwein, geboren 1894 in Penzing, Wien 14.

12 Ebd.

